

Die vergessenen Opfer der Nazis

VON
EVA-MARIA MANZ

Besonders deutlich wird der Unterschied an der Geschichte der beiden Leonhard Eichmüllers, zweier Cousins mit dem gleichen Namen, 1884 und 1900 geboren. Der eine, genannt Leo, kommt als aktiver Kommunist schon 1933 als politischer Häftling ins Konzentrationslager Dachau und bleibt dort zwölf Jahre eingekerkert. Der andere Leonhard, genannt Lohner, ist wegen einer verkrüppelten Hand Frührentner und lebt mit seiner Frau und mehreren Kindern am Gänsberg, einem Armenviertel in Fürth. Im Buch „Die Nazis nannten sie ‚Asoziale‘ und ‚Berufsverbrecher‘“, das kürzlich im Campus-Verlag erschienen ist, erzählt Ines Eichmüller, die Urenkelin Lohners, die Geschichte der ungleichen Cousins.

1935 wird Lohner verhaftet, nach Dachau gebracht, die Kinder kommen in ein Heim. Später erhält Lohner, der es überlebt, keine Entschädigung. Noch 1948 beschließt der Bayerische Landtag nach einem Antrag der CSU sogar, das Lager in Dachau wieder in Betrieb zu nehmen; es sei ein Fehler gewesen, die „asozialen und kriminellen Elemente“ herausgelassen zu haben – der Beschluss wird von den Alliierten einkassiert. Doch bei den Betroffenen habe dieser Vorgang die Angst und das Gefühl der Ausweglosigkeit noch verstärkt, schreibt Eichmüller. Ihr Beitrag ist einer von 20 Geschichten aus Sicht der Nachkommen von in der NS-Zeit als „Asoziale“ oder „Berufsverbrecher“ Verfolgten im Buch.

„**Sprachlosigkeit und Scham, Einsamkeit und Schmerz gehören zu unserem Erbe, das wir nicht an unsere Nachkommen weitergeben wollen. Es ist den Nazis nicht gelungen, uns zu vernichten. Wir sind noch da.**“

ANKE SCHULTE IN EINEM BEITRAG ÜBER IHRE VORFAHREN IM BUCH

Das Schicksal des politischen Häftlings Leo, Lohners Cousin, ist gut dokumentiert, es gibt viel Material zu ihm in den Archiven und Berichten von Mithäftlingen. Leo sagte in Nachkriegsprozessen der Dachau-Verfahren aus. Er habe auch nach Kriegsende kein leichtes Leben gehabt, aber Anerkennung erfahren und Entschädigung bekommen, „man glaubte ihm, nahm seine körperlichen und seelischen Narben ernst“.

Leo galt als eindrucksvolle Persönlichkeit und Vorbild – das „war die Messlatte in unserer Familie“, schreibt Eichmüller, „und wohl auch in der Gesellschaft – zur Frage, wer als Vorbild dient und damit den Rang erhält, als erinnerungswürdig zu gelten.“ Das traf auf Leo Eichmüller zu – aber nicht auf Lohner.

Menschen wie Lohner, die als „asozial“ oder als „Berufsverbrecher“ in den KZ gewesen waren, erhielten gegenteilige Reaktionen auf ihre KZ-Haft, sofern sie diese überhaupt überlebt hatten. Sie

Erst seit Kurzem setzt das Erinnern an die von den Nationalsozialisten als „Berufsverbrecher“ oder „Asoziale“ Verfolgten ein. In einem Buch erzählen Nachkommen nun ihre Geschichten – und zeigen, warum diese noch heute Relevanz haben.

WEITERE INFOS

Opfergruppe

Es reichten Obdachlosigkeit, Prostitution, Abtreibung: Das NS-Regime sortiert von 1933 an alle aus, die als „minderwertig“ und „gemeinschaftsunfähig“ gelten. Den Begriff „Asoziale“ nutzen die Nazis als eine Sammelkategorie zur Verfolgung sozialer Außenseiter. Es kommt zu Massenverhaftungen Ende der 30er Jahre, etwa der Aktion „Arbeitsscheu Reich“ 1938. Die Bezeichnung „Berufsverbrecher“ geht auf eine Theorie aus der Weimarer Republik zurück, der zufolge es

Menschen gibt, die mit Verbrechen ihren Lebensunterhalt bestreiten. Sie sollen aus der „Volksgemeinschaft entfernt“ werden. Die Nazis setzen die Praxis willkürlich ein, argumentieren mit der „Ausmerzung krimineller Gene“.

Buch

Frank Nonnenmacher (Hg.): Die Nazis nannten sie „Asoziale“ und „Berufsverbrecher“ – Geschichten der Verfolgung vor und nach 1945. Campus Verlag, 372 Seiten, 29 Euro. ema



Bilder von ehemaligen Häftlingen in der Gedenkstätte des KZ Sachsenhausen in Oranienburg bei Berlin Foto: imago/Jürgen Ritter



Bewohner galten als „asozial“: Elendwohnungen Anfang der 30er auf dem Kalkofen in Kaiserslautern, wo die Familie von Alfons L. Ims lebte Foto: Stadtarchiv

wurden nach dem Krieg weder als NS-Opfer anerkannt noch entschädigt für das ihnen während der Nazi Herrschaft zugefügte Unrecht. Das trifft auf Zehntausende ehemalige Häftlinge mit dem grünen („Berufsverbrecher“) oder schwarzen („Asoziale“) Winkel und ihre Familien und Nachkommen zu. Die Nazis kennzeichneten die Insassen der KZ mit einem Stoffdreieck auf der linken Brustseite der Häftlingskleidung. Erst im Jahr 2020 erkannte der Bundestag auch die als „Berufsverbrecher“ und „asozial“ Inhaftierten als Opfer des NS-Regimes an. Für die allermeisten kam das zu spät, denn sie waren bereits verstorben.

Forschende der Arolsen Archives, des weltweit größten Archivs zu den Opfern und Überlebenden des Nationalsozialismus, vermuten sogar, dass noch heute in Tausenden Familien Unklarheit herrscht über die KZ-Haft eines Angehörigen, über die immer geschwiegen wurde. Viele wüssten von jüdischen und politischen Opfern des Nationalsozialismus, manche von der Verfolgung der Homosexuellen oder Sinti und Roma, die meisten aber wüssten nichts über die „sozial-rassistische Verfolgung derer, die die Nationalsozialisten für genetisch verborgene und deshalb ‚auszumerzende‘ Menschen hielten“, heißt es im Buch.

„Niemand sprach über die Großeltern. Niemals. Wir bekamen lapidar mitgeteilt, sie seien im Krieg verstorben“, schreibt etwa Anke Schulte in ihrem Beitrag. In der Familie wird wenn, dann abschätzig von einem geerbten „Verbrecher-Gen“ gesprochen. Es brauchte nicht viel, um als „Berufsverbrecher“ oder „Asozialer“ im Konzentrationslager zu enden, das dokumentieren die Geschichten im Buch, das von dem Sozialwissenschaftler Frank Nonnenmacher herausgegeben wurde. Nonnenmacher engagiert sich mit einem Verband und seiner Forschung seit Jahren für die vergessene Opfergruppe, zu der auch sein Onkel zählte.

Anke Schultes Großvater war ein im Ersten Weltkrieg verwundeter Frontsoldat. Aus diesem Krieg kehrt er wie viele wohl tief traumatisiert zurück. Er lebt auf der Straße, kommt wegen Bettel und kleineren Diebstählen mehrmals ins Gefängnis. Nach der letzten Haft wird er aber nicht entlassen, die Kripo nimmt ihn 1936 direkt in „Vorbeugungshaft“ und deportiert ihn ins KZ Sachsenhausen – er gilt nun als „Berufsverbrecher“, der eingesperrt wird, obwohl er seine Haft eigentlich abgebüßt hat. Seine Frau bleibt mit sieben Kindern zurück, wird nach „Verkehr mit einem Polen“ schwanger, das Kind nehmen ihr die Behörden weg. 1942 landet sie im KZ Ravensbrück.

Das Problem mit der Aufarbeitung dieser Geschichten liegt in den Jahrzehnten nach dem Krieg offenbar in den beständigen Vorurteilen. „Man kam ja nicht ohne Grund ins KZ“, heißt es. Die „Grünwinkligen“ gelten manchen dann immer noch als „Verbrecher“, die oft Kapos der SS-Lagerführer gewesen seien.

Die Scham und das Schweigen in den Familien sind groß. Alfons L. Ims erklärt in dem Kapitel über seine Pfälzer Familie, welche Folgen das haben kann: „Das Unter-den-Teppich-Kehren schafft genau den Freiraum, in dem sich das menschenverachtende Denken der Täter wieder breit machen kann.“ Gebe es keine Auseinandersetzung, könne man das Unrecht nicht anerkennen. Bundestagspräsidentin Bärbel Bas äußert sich in einem Vorwort, anhand Erinnerungen wie denen im Buch könne sich „das Bewusstsein für die Mechanismen gesellschaftlicher Ausgrenzung“ schärfen, die seien aktueller denn je, wenn „Hemmschwellen für Hass und Hetze sinken“.

An einzelnen Schicksalen zeigt sich, was es bedeutet, in einem Unrechtsstaat zu leben, behördlicher und menschlicher Willkür ausgeliefert zu sein – und wie lange die Wunden über Generationen offen bleiben. Anke Schulte schreibt: „Wir wissen heute um das große Unrecht, das unseren Großeltern widerfahren ist. Wir sind voll Mitgefühl für unsere Väter, die als Kinder ihre Eltern verloren haben. Wir wissen, Sprachlosigkeit und Scham, Einsamkeit und Schmerz gehören zu unserem Erbe, das wir nicht an unsere Nachkommen weitergeben wollen. Es ist den Nazis nicht gelungen, uns zu vernichten. Wir sind noch da.“

DINGE DER WOCHE



Alles Sonett

Unser Autor will mit Versen und Videos die Welt retten – und wird selbst gerettet.

VON
TOM HÖRNER

Ich bin 62 Jahre alt, psychisch einigermaßen stabil und schreibe dennoch hin und wieder Gedichte. Meist so humoristisches Zeug, nichts von politischer Bedeutung. Doch ist das wirklich genug in Zeiten, in denen es darum geht, die Welt oder zumindest die Demokratie zu retten? Ich fürchte nein. Deshalb habe ich versucht, ein Gedicht mit gesellschaftlichem Bezug zu schreiben, ein Sonett über den Fachkräftemangel. Leider fiel mir kein Reim dazu ein, aber dafür folgende Geschichte:

Ein Angler saß schweigend am Ufer eines Sees und hielt seine Angel ins Wasser. Die Stunden vergingen, aber kein Fisch wollte anbeißen. Das ging so einen halben Tag lang, bis der Angler etwas tat, was er noch nie getan hatte – er erhob sich und sprach: „An Fischen hat's heut' großen Mangel. / Ich kauf' mir jetzt 'ne Fachkräfteangel.“

Ich komme auf das Thema, weil ich in den vergangenen Tagen damit beschäftigt war, eine Wohnung zu streichen. Mit jedem Pinselstrich (ich arbeitete mit Rollen, will aber, dass der Ausdruck Pinselstrich erhalten bleibt) fühlte ich eine Art Fachkräftemangel in mir aufsteigen. Nach getaner Arbeit wurde ich zwar von der Wohnungsbesitzerin für mein Tun in höchsten Tönen gelobt, doch ich hatte das Gefühl, dass in der Lobeshymne eine gute Portion Mitleid mitschwang.

Bereit für einen Frankenstein-Wettbewerb

Szenenwechsel. Weil ich der Menschheit nicht nur mit aufbauenden, lustigen Gedichten, sondern auch mit tief-sinnigen Videoschnipseln in Erinnerung bleiben will, habe ich mich am vergangenen Samstag einem auf einer Streuobstwiese abgestellten Bienenstock genähert, um die Arbeit des bienenfleißigen Volkes festzuhalten. Ich habe das schon öfter getan, war in dem Fall aber an Tiere geraten, die wenig von meinem filmischen Schaffen hielten. Ich wurde attackiert.

Bis dato hatte ich sämtliche Bienenstiche heldenhaft weggesteckt – wenn man davon absieht, dass ich, so sie das Gesicht trafen, tags darauf jeden Frankenstein-Look-alike-Wettbewerb gewonnen hätte. Doch dieses Mal lief es anders: Daheim angekommen fiel mir das Atmen schwer, der Gaumen schwoll an – kurzum: Der Zeitpunkt schien gekommen, um die 112 zu wählen.

Kaum drei Minuten später standen fünf in der Lebensrettung ausgebildete Fachkräfte im Wohnzimmer und taten alles, um mein vorzeitiges Ableben zu verhindern – wofür ich ihnen nicht genug danken kann. Die Aktion bestärkte mich in meiner Lebensauffassung, die besagt, dass ich am liebsten mit Profis zusammenarbeite.